

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

P. Gall Morel, der selige Kalendermann

[urn:nbn:de:bsz:31-341005](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-341005)

Herzen recht böse bist? Da faltest und runzelst du die Stirne und machst große, feurige Augen. Und wenn du heiter und aufgeräumt bist? da lachst und scherzest du, singst und jubilirst. Und wenn du traurig bist? da schließt du das Auge und machst eine düstere Stirne. Nun sag', du Heuchler, soll es die Kirche anders machen? Ein neuer Beweis, daß sie die wahre Kirche ist: sie entspricht der Natur des Menschen und seinen Gefühlen und folgt den Gesetzen, denen alle Menschen unbewußt folgen. Wenn sie trauert, wie am Charfreitag, da zeigt auch sie ein trauriges Antlitz, statt Wimpel und Fahnen wehen zu lassen, statt Guirlanden und Kränze zu flechten, rüstet sie ein Grab auf, verhüllt mit Grabtüchern den Schmuck der Altäre und statt feilicher Gesänge wiederhallen die dumpfen Trauerlieder. Aber kommt ein Festtag, der nur Freude und heilige Lust wecken kann, soll dann die Kirche auf ihrem Antlitze keine Regung zeigen, wie ein todttes Bild gefühllos bleiben? Aber das wäre ja Unnatur, Freude im Herzen fühlen und sie nach Außen nicht zeigen. Und Einer, der da meint, die Kirche und der Christ mit ihr sollen die Trauer- und Freudenfeste, die Buß- und Sühnungstage feiern ohne äußere Zeichen, ohne äußeres Gepränge, die verlangen etwas ganz Wibernatürliches. Weil sie in ihrem Herzen nichts fühlen, darum zeigen sie auch nach Außen keine Nührung, beweisen aber gerade dadurch, daß sie die Feste der heiligen Kirche recht geistlos und herzlos feiern, weil sie eben nichts fühlen und empfinden. Wenn Christus sagte, man solle Ihn im Geiste anbeten, so verurtheilte Er damit nur das bloße äußerliche Lippengebet und die Scheinheiligkeit der Pharisäer. Unsere „geistigen Anbeter“ sind eben nur umgekehrte Pharisäer, die das Innere nach Außen gekehrt, wie man einen Handschuh umkehrt. Jene wollten nach Außen gerecht erscheinen und die Unrigen wollen ihre ganze Gerechtigkeit im Innern verborgen haben, gerecht im Geiste sein, Gottesdienst im Geiste halten, im Geiste beten. Das will eben so viel heißen, wie jener Knecht es meinte, der, wenn er gewaltigen Durst hatte und nichts im Glase, sagte: „Ach! da muß ich halt im Geiste, in Gedanken, trinken!“ Lassen wir darum diese „Geistigen“ und folgen wir der heiligen Kirche, die uns nur lehrt, was unsern natürlichen Bedürfnissen entspricht. Und wie der durstige und ledzende Hirsch im Hochsommer nach der Waldeskühlung verlangt, so sollen wir auch nach Christus im heiligen Sakramente verlangen, weil Er die Erquickung, die Nahrung unserer Seelen ist, und wie dem Wanderer, der lange im Staube einhergegangen, ein Trunk kalten Wassers wohl thut, so gibt uns das Blut Christi in der heiligen Communion neue Kraft, neuen Lebensmuth in diesem nie versiegenden Borne der Gnade.

P. Gall Morel,
der selige Kalendermann.



ewiß gibt es unter den fleißigen Lesern des Einsiedler Kalenders wenige oder keine, die zu seinem bisherigen Verfasser nicht eine wahre Liebe und Zuneigung gefaßt hatten. Er zeigte eben so viel Herz für das gute katholische Volk, so viel echt christlichen Sinn, so viel Gemüth in seinen Geschichten und Erzählungen, so viel Frohsinn und heitere Laune in seinen Versen, so viel Witz in seinen Schürren und Anekdoten und Märchen, daß man den Mann hochschätzen und lieben mußte, auch wenn man ihn nie gesehen und seinen Namen nie ausgesprochen gehört hätte. Und doch, wer hat diesseits und jenseits des Meeres im katholischen Volke deutscher Zunge nicht schon von P. Gall sprechen gehört? Eine kurze Krankheit raffte gegen Ende des vergangenen Jahres den Seligen hin, und ich denke, es wird dem Leser lieb sein, etwas mehr vom Leben und Ende des Vereinigten zu vernennen; ja der Leser hat ein Recht darauf, seinen Kalendermann, wenn auch erst nach seinem Tode, näher kennen zu lernen.

Er wurde geboren in St. Fiden, bei St. Gallen, im Jahre 1803 am 24. März und erhielt in der heiligen Taufe den prophetischen Namen Benedikt. Durch seinen Vater, einen reichbegüterten Kaufmann, gehörte er einer sehr angesehenen, ursprünglich piemontesischen Familie an, so daß er einer sorgenfreien, glänzenden Zukunft entgegenging, und ihm, wie man sagt, das Glück schon in der Wiege zulächelte. Aber ein viel kostbarer Erbtheil, als das des Goldes ist, legten die Eltern in sein Herz durch eine echt christliche Erziehung. Besonders war es die Mutter, eine edle, fromme Frau, die über die Herzenssüchuld ihres Lieblings wachte und alle schönen Keime und Anlagen in seiner Seele pflegte und hegte und groß zog durch mütterliche Liebe und mütterlichen Ernst. Die Mutter war recht ersinderlich, Alles zu diesem Zwecke zu benützen, die Familienfeste, wie Namens- und Geburtstage, besonders aber die Kirchenseste, vorab Weihnachten und St. Nikolaus. Noch in spätem Jahren erinnerte sich P. Gall mit Liebe und Freude, wie diese Tage benützt wurden, um zum Guten anzuregen, zu guten Vorsätzen den guten Willen und die ausharrende Kraft zu geben. Darum hat er auch später die Mutterliebe und Muttertreue so innig und zart und dankbar besungen und gepriesen.

„Wohl Manches freut mich auf der Welt
Recht innig tief und wahr;
Doch Eines hab' ich auserwählt,
Das rührt mich wunderbar.
Sag' an, was dieses Eine sei:
'S ist Mutterlieb' und Muttertren'.

Drum über allen Erdenland
Und aller Kronen Pracht,
Hat dieses reinste Liebesband
Auf meine Seele Macht,
Denn eins bleibt ewig neu:
Die Mutterlieb' und Muttertreu'."

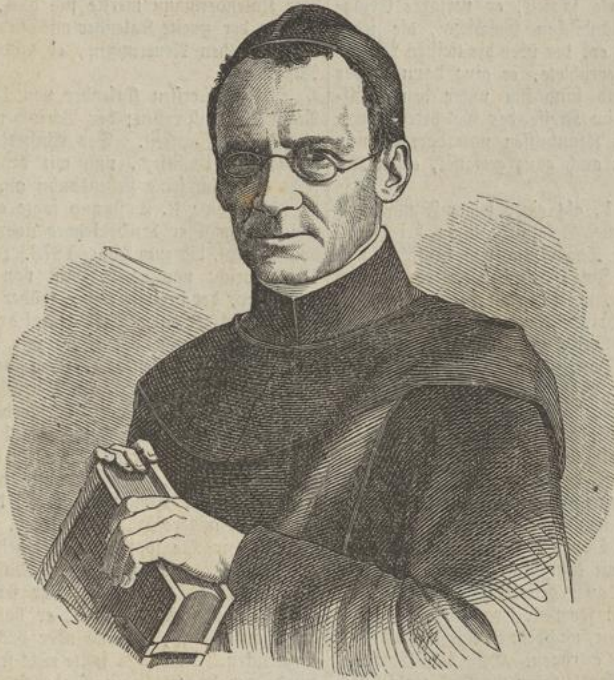
Das Bild dieser treuen Mutter war auch so tief in seine dankbare Seele eingepägt, daß die Jüge nie erloschen, ja immer schöner sich ihm zeigten; noch in späten Tagen sang er:

"Nun steigt noch schöner als zuvor
Der Mutter Bild vor mir empor."

Unter der sorgenden Obhut der Mutter kam des Knaben schönster Tag, der Tag der ersten heiligen Communion, von dem er selbst so rührend erzählt im Kalender vom Jahre 1859. Er war eben das Bublein, das an jenem Tage an einem offenen Grabe stand und das eine solche Fülle von Freude und Sehnsucht überkam, daß es dachte: Ach, wenn ich jetzt sterben und in dies Grab liegen dürfte, jetzt wär' es halt schön zu sterben. Aber das Bublein ist damals nicht gestorben; der wunderliche Gedanke war nur so ein Afford aus den Engelhaften, eine Farbe des Regenbogens, der sich so friedlich über die Wetternacht der Zukunft lagerte."

Mit dieser Empfänglichkeit für das Gute erwachten im Knaben aber auch andere Reime im Geiste und Gemüthe; denn Gott hatte ihn mit den reichsten Gaben ausgestattet. Lernbegierde und leichte Fassungskraft, sprudelnder Witz, eine nicht zu bändigende Lebendigkeit und Jugendfrische, dabei ein tiefführendes Gemüth, aber auch wieder ein leichter Sinn waren seine schönsten Talente. Kein Wunder, daß er über seine Spiel- und Altersgenossen wie ein General herrschte und doch der Liebling Aller war. Daß er bei den muthwilligen Streichen, wie sie die naturwüchsige Jugend liebt, der Führer war, das versteht sich von selbst. Der Vater hatte den geweckten Sohn für den Kaufmannsstand bestimmt, wollte ihm aber eine tüchtige Ausbildung geben lassen, und mit zehn Jahren ward Benedikt — Student in St. Gallen. Wie er sich die Liebe der Lehrer gewann, so wehte er ihnen die treueste und dankbarste Erinnerung. Der Student war längst zum Manne geworden, war durch sein Ruf größer als seine frühern Meister, aber nach mehr denn fünfzig Jahren bezeugte er den noch Lebenden eine rührende, ja kindliche Anhänglichkeit. Im Jahre 1817 kam der junge Benedikt an die Klosterschule von Einsiedeln. Ein in St. Gallen herrschendes

Nervenfieber hatte den besorgten Vater vermocht, nach sechsjährigem Studium seinen Sohn von der bisherigen Anstalt zu entfernen und den Söhnen des heiligen Benedikt zu übergeben. Bisher hatte der Jüngling nie ernstlich an seine Zukunft und künftige Lebensstellung gedacht. Das neue Leben, mit dem er in Einsiedeln bekannt wurde, die liebevolle und väterliche Gesinnung der Lehrer, die durch tausendjährigen Bestand und so wunderbare und außerordentliche Thatfachen ehrwürdige Stätte, die täglich durch die Schaaren der frommen Pilger eine neue Weihe erhielt, machten den tiefsten Eindruck auf ihn, und er beschloß, an diesem Orte sein Leben, seine Talente und Gaben dem Dienste Gottes und des Nächsten zu widmen. Und er that gut daran. Wohl an keinem andern Orte, wohl in keinem andern Berufe hätte er so viel Gelegenheit gehabt, seine reichen Talente zu verwerthen, als in Einsie-



deln, wo die Arbeit so groß und mannigfaltig ist. Am 14. Mai 1820 legte der Jüngling die Ordensgelübde ab; der Benediktiner und wandelte seinen Namen in den eines der berühmtesten Benediktiner, in den seines Landespaters, des heiligen Gallus. Noch bevor er das erste heilige Messopfer darbrachte, bestieg er schon den Lehrstuhl, und über fünfzig Jahre wirkte leither P. Gall als Lehrer an der Stiftsschule. Seine reichen Kenntnisse, seine Talente und außerordentlichen Gaben, sein herz- und gemüthvolles Wesen, seine unverwüßliche Heiterkeit befähigten ihn, wie wenig Andere, zum Lehrer und Jugenderzieher. Aber P. Gall lehrte nicht nur, er lernte auch fortwährend, lernte sein Lebenlang, — denn wann hat ein Mensch

ausgelernt? So ward P. Gall zum berühmten Gelehrten, als den die Welt ihn gekannt und anerkannt hat.

Oho, was habe ich gesagt! zum Gelehrten! Mir ist als sehe ich viele meiner Leser schiefe Gesichter schneiden und höre sie sagen: So! also war P. Gall ein Gelehrter! der Kalendermann war auch so ein Gelehrter mit einem Buch unter dem Arm und eine Brille auf der Nase! Und dann denken sie gar hoch an das alte Sprichwort: Je gelehrter, desto verkehrter. Geduld, lieber Leser! Für's erste, ist es nie eine Schande, gelehrt zu sein; es schimpfen Viele darüber, die es gerne wären, aber das Zeug dazu langt ihnen nicht. Dann gebe ich gerne zu, daß es dürrer, ausgetrockneter, abgemagerter und abgezehrter Gelehrte gibt, die vor lauter Gelehrtheit auch allerlei Verkehrtheit zur Schau tragen, keine wahre Freude mehr an einem schönen Frühlingstag oder einer sternverleuchteten Sommernacht haben, am liebsten in der dumpfen Studirstube brüten und

studiren und doch nie zu etwas Rechtem kommen, die vol-
lends dem Volke, dem gemeinen Böbel aus dem Wege
gehen, um sich ja nicht zu entwürdigen. Aber seid ver-
sichert, ein solcher Stubengelehrter schreibt nicht einen Ka-
lender, solche Waare ist zu gemein für ihn, und — wie
könnte ihn das gemeine Volk auch verstehen? Ein solcher
Gelehrter war somit P. Gall nicht, und darum muß er
dem Leser nur um so achtungswerther sein, daß er ein
Gelehrter war und doch für das Volk einen Kalender schrei-
ben konnte und es that.

Ja, P. Gall war trotz seiner Gelehrsamkeit ein Mann
des Volkes, der das Beste des Volks aufrichtig liebte und
seine Bedürfnisse verstand. Darum ward er auch schon
frühe von den Behörden des Kantons Schwyz in den Er-
ziehungsrath gewählt; und er, der Gelehrte, der die
Schriften der ältesten Zeiten und der größten Männer
kannte, er machte auch ABC-Bücher für die ersten Schu-
len; er, der gelehrte Werke schrieb, er verfaßte Erzäh-
lungen aus unserer vaterländischen Geschichte, die jedes
Kind versteht und begreift; er, der über die tiefsten Wissen-
schaften seine Zöglinge unterrichtete, er ging dann wieder
in die Kleinkinderschule und fand sich unter den ABC-
Schützen so heimlich, wie im Kreise der Gelehrten. Ein
solcher Mann, so reich an Kenntnissen und doch so ver-
traut mit dem Volke, war auch ganz geeignet, einen Ka-
lender zu schreiben.

Es war im Jahre 1841, als einer seiner Freunde auf
einer Reise im Elß zu zwei Bekannten kam; bei beiden
fand er zufällig eine ganze Sammlung von deutschen und
französischen Kalendern. Im Ganzen war es herzlich
schlechte Waare; „Kalender, die sich recht sichtbar schämten,
etwas von Religion und Christenthum verlauten zu lassen,
andere, die die häßlichsten Bilder als Kunststücke feilboten,
wieder andere, die in der Wauernstube wie in einem Groß-
rathssaale von nichts als Politik und zeitlichen Dingen
sprachen, und wieder andere, die gegen alles Christenthum,
wirklich ehrbare Leute geistlichen und weltlichen Standes
durch Zeichnung und boshafte Schilderung vor aller Welt
an den Pranger stellten.“ Der Freund entschloß sich nun,
auch einen Kalender, aber einen christlichen und katholischen,
drucken zu lassen, es war nämlich ein Bücherdrucker, und
ich will es dem Leser in's Ohr sagen, es war der Karl
Benziger, der allemal mit dem Nikolaus auf dem Um-
schlag steht. Er ist jetzt auch gestorben. Den 4. Mai,
Abends 10 Uhr hat er mit frommer Ergebung seine Seele
dem lieben Gott zurückgegeben, nachdem er eine lange Krank-
heit mit rührender Geduld ertragen. Gebe ihm Gott den
Lohn auch für dieses gute Werk! Aber ein Verleger genügte
nicht, und es mußte erst ein Verfasser gesucht werden.
Der Freund wandte sich an seinen Freund, an P. Gall.
Dieser stützte anfangs und fand es selbst auch drollig, daß
er nun gar noch Kalenderschreiber werden sollte, kurz er
erbat sich Bedenkzeit, um die Sache zu überlegen. Er über-
legte und fand, daß er sich nichts vergebte, wenn er Hand
an's Werk lege. Die Gründe, die ihn zum Entschlusse
brachten, deutet er im Vorworte zum ersten Kalender im
Jahre 1841 an. Die Hauptabsicht war, dem guten christ-
lichen Volke gegenüber „ohne Scheu als ein frommer ka-
tholischer Christ, als ein treuer Anhänger alles dessen, was
nicht sowohl zum zeitlichen als zum ewigen Glücke führt,
aufzutreten.“ Er wollte ferner „alljährlich eine Reihe lieb-
licher Bilder liefern, unter die man nicht erst schreiben
muß, ob sie ein Haus oder eine Schnecke vorstellen.“ In
beiden Beziehungen hat sich der Kalender P. Gall's ein
unbestreitbares Verdienst erworben; er war dem Inhalte

nach ein gut katholischer, wahrhaft christlicher Kalender,
und in Bezug auf die äußere Ausstattung durch Bilder
zählte er nach und nach zu den allerbesten.

Aber P. Gall mußte auch die Erfahrung machen, daß
„ein Kalendermacher ein armer geschlagener Mann ist, der
es gar vielen Leuten recht machen sollte.“ Der erste Ka-
lender gefiel nicht Allen. „Dem Einen war ich zu fromm,“
so erzählte der Kalendermann, „dem Andern zu weltlich,
dem Einen habe ich zu viel, dem Andern zu wenig Verfe
gemacht; der Eine wünschte, ich möchte mehr von Einsie-
deln selbst in den Einsiedler Kalender thun; Einigen war
der Kalender zu kurz, Andern zu lang, Einigen war er
zu hoch, Andern zu tief, Einigen fehlten Wetterregeln und
Andern Lebensregeln,“ — von den Jahrmärkten und dem
Wetter gar nicht zu reden. Kurz, der Kalender wurde
gelobt und gepriesen, aber auch wieder an allen Ecken und
Enden getadelt, „nur das Einmaleins blieb unangefochten.“
Der Kalendermann merkte sich dies, und im Jahre 1842
erschien der zweite Kalender mit allerlei Verbesserungen und
lobenswerthen Neuerungen, er fand darum auch die beste
Aufnahme.

Die zwei ersten Kalender von 1841 und 1842 waren
Versuche und Proben; der Versuch war gelungen und hatte
die Probe bestanden. Der Einsiedler Kalender hatte sich
lebensfähig bewiesen, und mit dem Jahre 1843 trat er
recht eigentlich seine Lebensbahn an. Sonderbar! Gerade
da schon ahnte P. Gall und jagte es, ohne es zu wollen,
wie manchmal er den Kalender noch schreiben würde, noch
dreißig Mal, bis zum Jahre 1873. Im Kalender vom Jahre
1843 spricht nämlich P. Gall von einem andern Kalen-
dermacher, der dreißig Jahre früher, im Jahre 1813, mit
seinem Verleger einen Vertrag auf dreißig Jahre geschlossen.
P. Gall hatte nun allerdings mit den Herren Verlegern
des Einsiedler Kalenders keinen derartigen Vertrag ge-
schlossen; aber er macht seine Betrachtungen, wie nach drei-
ßig Jahren Alles so ganz verschieden und verändert sein
werde, und fügt dann bei, „mit 1873 gebe sein Kon-
trakt mit dem Drucker zu Ende.“ Und so sollte es
in der That sein. P. Gall hatte viele Jahre früher und
öfter seither die Absicht geäußert, die Abfassung des Ka-
lenders in andere Hände zu legen. Er that es aber doch
nicht und machte so seine Prophezeiung wahr. Im Jahre
1873 schrieb er ihn zum letzten Male und nahm darin vom
Leser Abschied. Kurze Zeit vor seinem Tode äußerte er
zum Schreiber dieser Zeilen, er habe die Abfassung aller-
dings aufgegeben, gedente aber doch, hier und da etwas
einzurücken. Auch das sollte nicht sein; seine Prophezeiung
wurde zur buchstäblichen Wahrheit.

Der Jahrgang 1843 fand bedeutend weitere Verbrei-
tung als die zwei vorangehenden und wurde überall sehr
gut aufgenommen. Selbst über das Weltmeer fand er den
Weg und hatte die Freude, sich „stückweise in einer ame-
rikanischen Zeitung abgedruckt zu sehen.“ Den Wünschen
der Leser wurde nach Möglichkeit Rechnung getragen.
Früher hatte man Erzählungen aus Einsiedeln's Vorzeit
gewünscht; das Publikum hatte diese Rubrik schon wieder
satt; statt der Landschaftsbilder wollte es lieber Personen
sehen; der gute Kalendermann zeigte sich willig und ging
auf alle Begehren ein, ohne sich an den Launen der Leser
zu ärgern. P. Gall erlangte aber durch diese Gelehrigkeit
eine so große Feinsichtigkeit, daß er voraus wußte, was
seinen Lesern entprechen, was ihnen weniger behagen
würde. Uebrigens wurde sein Kalender immer reichhal-
tiger und bot mannigfaches Interesse. Anfangs wurden
fast nur religiöse Stoffe, später auch belehrende und un-

terhaltende behandelt; der Grundton blieb ein echt religiöser. Da P. Gall seit der Begründung des Kalenders auf großen Reisen in Deutschland, Frankreich und Italien die mannigfachsten Erfahrungen gemacht, so wurden diese im Kalender verwendet und trugen wesentlich bei, ihm ein weiteres Interesse zu verschaffen. Den tiefsten Eindruck hatte auf P. Gall ein einjähriger Aufenthalt in Rom gemacht, daher kommt es, daß der Kalender seit 1853 so oft Bilder und Schilberungen aus der ewigen Stadt brachte, die dem katholischen Leser immer lieb waren.

Im Jahre 1866 feierte der Einsiedler Kalender die „silberne Hochzeit“ und er erzählt seinem Vater in launigen Versen die Erlebnisse während fünfundsanzig Jahren:

„Was ihm alles sei begegnet
Seit er ihn zum Abschied gesegnet,
Und er mit Angst und Bangen
Aus seinem Haus gegangen;“

die bösen und giftigen Beurtheilungen, die er mitangehört, dann die gute Aufnahme bei allen guten Leuten, besonders die immer weitem Reisen, die er Jahr um Jahr machen mußte. Seit 1857 fand nämlich der Einsiedler Kalender in einer besondern, etwas erweiterten Ausgabe unter den Katholiken Nordamerika's massenhafte Verbreitung. Der gute Kalendermann meint darum:

„Wer's redlich meint und recht
Und mit Vertrauen und Muth,
Was seine Pflicht ist, thut
Dem geht es nimmer schlecht.“

Mit dem Jahr 1873 „ging sein Kontrakt mit dem Verleger zu Ende.“ P. Gall erinnerte sich kaum dieser Worte, die er vor dreißig Jahren geschrieben; — dennoch nahm in diesem Jahrgang der „alte Kalendermann, der seit zwei- unddreißig Jahren in Scherz und Ernst, in guten und bösen Tagen, mit und ohne Bild mit dem katholischen deutschen Volke verkehrt hat,“

„ernsten“ Abschied, denn er spricht dabei von Alter, von Krankheiten, vom allmählichen Absterben, vom Tode, vom Grabe, — von Hoffnung und Auferstehung. So reißt das arme Menschenherz mit seinen Gefühlen und Ahnungen in zwei Welten hinein. Kaum fühlt es, daß es auf dieser Welt brechen und zu schlagen aufhören werde, so ahnt es auch schon, daß es in der jenseitigen Welt wieder erwachen und fühlen werde, nur reiner und seliger. So war es mit P. Gall. Sein Herz fühlte den Tod in der Nähe und ahnte schon das Erwachen in der Ewigkeit, als er sein „Memento mori“ im letzten Kalender schrieb.

Der Kalender hatte trotz seines Alters die ganze Jugendfrische behalten, aber sein Verfasser, der gute Kalen-

dermann ward alt, d. h. auch bei ihm behielten Geist und Herz die jugendliche Frische, aber die Last der Jahre konnte er doch nicht von sich schütteln, und diese äußerten freilich auch ihren Einfluß auf die sonst kerngesunde Natur P. Gall's. Er beschäftigte sich oft mit Todesgedanken, und dieß ganz besonders in den Spalten des Kalenders. Er fürchtete den Tod viel weniger als die Abnahme der Geistes- und Seelenkräfte und das körperliche Siechthum, das oft dem Tode vorangeht. Die Vorsehung bewahrte ihn davor.

Ein Augenleiden, das den Berewigten früher schon und lange Zeit gequält, trat gegen Ende 1871 und Anfang 1872 mit größerer Heftigkeit hervor. Die Aerzte verordneten eine längere Kur. Sie hatte die besten Wirkungen. Eine ähnliche Kur hatte ihn früher auf fünfzehn Jahre, eine zweite auf zehn Jahre neu gekräftigt; von dieser dritten hoffte der Selige, sie würde wenigstens für fünf Jahre ausreichen. Gott hatte es anders beschlohen. Im Oktober

kehrte P. Gall in sein liebes Kloster zurück, neu gekräftigt, frisch und munter, heiter und aufgeweckt, wie in jüngeren Tagen. Dabei beseeelte ihn ein fast leidenschaftlicher Arbeitstrieb, gleich als hätte er gefühlt, daß seine Tage gezählt wären, und die Nacht nahe, wo Niemand mehr wirken kann. In Folge dieser krankhaften Arbeitslust zog er sich in einem kalten Saale am 14. Dezember eine Verkältung zu. Am folgenden Tage fühlte er sich unwohl, arbeitete aber dennoch angestrengt in seinem Zimmer. Am 15. Dezember, es war ein Sonntag, erklärte der Arzt das Uebel für äußerst gefährlich, es hatte sich eine Lungenentzündung gebildet. Sofort empfing der Kranke die Sterbesakramente, ruhig und gottergeben. Mit dem gleichen Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit erwartete er den Tod, der am folgenden Tage, 16. Dezember am Abend nach so kurzen Leiden ihn in die Ewigkeit hinüberführte. „S braucht aber bei alten Leuten oft weiter nichts als einen Husten, und man fängt an, bedenklich zu werden,“ hatte der Kalendermann einmal gesagt. Viele Freunde folgten seinem Sarge beim Begräbnisse, zahllose Freunde und Verehrer weinten um ihn; denn mit ihm schied eine edle Seele von dieser Welt. Auch alle guten Leser des Einsiedler Kalenders sind ihm eine fromme Erinnerung im Gebete schuldig, für all' das Gute, das er ihnen gesagt, und alle die Freude, die er ihnen gemacht in dreiunddreißig Kalendern. Der theure Todte aber ruhe im Frieden, und sein Segen möge bleiben dem Werke, das er begonnen!



Deß den Sarg, o Todesengel, zu,
Führ' den Todten ein zur ew'gen Ruh!

Der Kalender hatte trotz seines Alters die ganze Jugendfrische behalten, aber sein Verfasser, der gute Kalen-